

Sprache, Grenze, Raum *

PETER AUER

Abstract

On the basis of a cognitive approach to space in the tradition of Georg Simmel, I argue in this paper that geopolitical (above all, national) borders should be looked upon as cognitive constructs intimately linked to the “imagined communities” (Andersen) they delimit. These “imagined borders” can nonetheless have a strong impact on the dialect continua which they crosscut. Dialect divergence at the national borders of Germany is therefore not due to impeded communication as suggested in traditional dialectology (Verkehr); rather, the borders are the limits (boundaries) of the reach of the national standard languages or of repertoire types which symbolise, in some way or other, nation-state identities. Divergence can be expected to increase to the degree that (in this order) (a) the national standard languages, (b) the repertoire types (diaglossic/diglossic) or (c) the regional dialects differ on both sides of the border.

1. Einleitung

Professionelle und nicht-professionelle Sprachbetrachter sind sich einig: Sprache ist an den geographischen Raum gebunden. In der Sprachwissenschaft bzw. den Philologien hat sich schon in frühester Zeit eine Teildisziplin entwickelt – die Dialektologie –, deren primäres Ziel die Erforschung der arealen Distribution sprachlicher Merkmale ist; weitere, die Grenzen der Einzelsprachen überschreitende raumbezogene Fragestellungen spielen seit der Schmidtschen Wellentheorie (Schmidt 1872, Goebel 1983) und bis zur heutigen Geolinguistik in der historischen und synchronen Sprachbetrachtung eine wichtige Rolle. Nicht-professionelle Sprachbetrachter (Ethnolinguisten) sind davon überzeugt, dass jede

* Für Kommentare und Hinweise danke ich Karin Birkner, Peter Gilles, Harald Baßler, Renate Schrambke und Helmut Spiekermann ganz herzlich.

Sprache ihr Territorium hat, das im Normalfall mit dem Übertritt über die Staatsgrenze verlassen wird. Die Vorstellung der räumlichen Bindung von Sprache ist also fest in unserem Laien- wie auch Fachwissen verankert. Sie gibt Sprachen, deren räumliche Bindung nicht evident ist (wie etwa das Yiddische oder das Esperanto), eine fragile Existenzweise.

Trotzdem beschäftigt sich die Sprachwissenschaft mit dem Thema Raum nur selten in grundsätzlicher Weise.¹ Während andere Disziplinen (wie etwa die Soziologie oder die Geographie; vgl. unten) theoretische Überlegungen zur Konstitution und Perzeption von geographischen Räumen entwickelt haben, fehlen solche in der Linguistik weitgehend. Es scheint, dass dafür zwei Faktoren verantwortlich sind. Zum einen wird der geographische Raum 'naiv' gedacht, d. h. als natürlich gegeben und in dieser natürlichen Gegebenheit mit Sprache korreliert. Er bedarf dann keiner Begründung und theoretischen Reflexion. Zum anderen wirken nationalstaatliche Ideologeme nach, die ebenfalls eine 'natürliche' Bindung (und notwendige Korrelation) zwischen Nation, Territorium und Sprache unterstellen.

Mein Beitrag kann angesichts dieses theoretischen Defizits keine umfassende Theorie sprachlich-geographischer Räume vorstellen. Ich will jedoch versuchen, die 'naive' Vorstellung von solchen Räumen auf zwei empirischen Bezugsebenen als Konstruktionsleistung zu beschreiben: auf der Ebene des Vergleichs zwischen ethnodialektologischen und dialektologischen Raumbildungen und auf der Ebene der faktischen Divergenz von Sprache an nationalen (Staaten-)Grenzen. Als Bezugspunkt für eine sprachwissenschaftlich-dialektologische Theorie werde ich auf Georg Simmels Soziologie des Raums zurückgreifen.

2. Die nationalstaatliche Ideologie und die Dialektologie

Um die Gebundenheit unserer Vorstellungen von Sprache an die Ideologie des europäischen Nationalstaates zu verstehen, ist ein Blick in die Geschichte der Dialektologie sinnvoll. Beide sind Kinder des 19. Jahrhunderts; der Triumph des Nationalstaates geht in Deutschland fast zeitgleich mit der Etablierung der wissenschaftlichen Dialektologie (insbesondere einer methodisch ausgefeilten Dialektkartographie) einher und war mit ihr in mehrerer Hinsicht verbunden. So wurde das wissenschaftliche Großprojekt "Sprachatlas des Deutschen Reichs" nach 1888 durch die Preußische Regierung finanziert und war ihr Eigentum.² Die offizielle

1. Eine der wenigen Ausnahmen ist Gessingers & Fischers Versuch von 1998, anhand der Raumtheorie des Geographen Paasi (1986) die "erdräumliche" Definition von Regionen zugunsten eines konstruktivistischen Ansatzes zu überwinden.

2. Wenkers erste Erhebungen im Rheinland fanden 1876 statt.

Begründung für dieses Projekt beruhte auf einem Topos, der die gesamte deutsche Nationenbildung durchzieht und bis heute im föderativen Gedanken nachhallt: Die Einheit der deutschen – etwa im Vergleich zur französischen – Nation basiere gerade auf der Verschiedenheit ihrer Stämme. Als nationale Aufgabe der deutschen Dialektologie wurde deshalb die sprachliche Dokumentation dieser Verschiedenheit angesehen, die den Sprachatlas – etwas paradox für ein variationslinguistisches Projekt – zu einem “Denkmal der Einheit unseres Volkes und unseres Vaterlandes” (Wenker 1886: 194) machen sollte. Es war dementsprechend auch die Berliner Regierung, die Wenker (gegen seine ursprüngliche Absicht) drängte, die Erhebungen zum Sprachatlas auf das gesamte, neu gegründete deutsche Staatsgebiet auszudehnen.

Neben dieser offiziellen Instrumentalisierung der dialektologischen Forschung für die Einheit der deutschen Nation gab es aber noch eine weitere, kaum jemals explizit gemachte, aber dennoch offensichtliche Grundannahme, die die nationale Idee und die Sprachkartographie um die Jahrhundertwende verband: Die (deutsche) Dialektologie entwickelte genauso wie der Nationalstaat im 19. Jahrhundert ein im historischen Kontext neues, also ganz und gar nicht selbstverständliches Interesse an *Grenzen und Grenzziehungen*. In Bezug auf den Nationalstaat hat Anderson (1983, ²1991: 10) die neue Ideologie der Grenze in seiner bekannten Arbeit über die Nation als Gemeinschaft in der Vorstellung (*imagined community*) beschrieben; symptomatisch für sie ist zum Beispiel die symbolische Aufladung des Rheins als Staatsgrenze oder Hoffmann von Fallerslebens 1841 geschriebener Text der späteren deutschen Nationalhymne, der die ‘natürlichen’ Grenzen der deutschen Nation in den Vordergrund stellt (Maas und Memel, Etsch und Belt). Frühere, vor-nationalistische Staatenmodelle, besonders das von Anderson so genannte “dynastische Modell” (das sich in der europäischen Neuzeit wohl am deutlichsten und längsten im Habsburger Herrschaftsbereich manifestierte), sahen den Staat noch nicht als Souverän “fully, flatly, and evenly operative over each square centimetre of a legally demarcated territory”; vielmehr: “states were defined by centres, borders were porous and indistinct, and sovereignties faded imperceptibly into one another” (Anderson 1983, ²1991: 10). Diese ältere Vorstellung vom Territorium eines Staats, der nach Zentrum (oder Zentren) und (unscharfer) Peripherie organisiert ist, tritt also in der nationalstaatlichen Ideologie hinter der neuen Vorstellung von der kategorischen und geographisch zentimetergenauen Abgrenzung verschiedener staatlicher Territorien zurück, die keine Übergangsbereiche oder unbestimmten Zwischenräume zulässt.

Die Dialektographie hat immer wieder versucht, dieselbe Denkweise gegen die offensichtlichen Fakten auf die Diatopik der Sprache zu über-

tragen. So war schon Georg Wenker (nach eigenen Aussagen) ausgezogen, Dialektgrenzen aufzuspüren und wurde dabei schnell enttäuscht:

Als ich vor neun Jahren die Mundarten meiner Heimatprovinz in Untersuchung zog, [...] lebte ich noch in der schönen und beruhigenden Überzeugung, diese Charakteristika müßten ganz oder nahezu ganz einträchtiglich zusammengehen und so eine klare Dialektgrenze ergeben, der zufolge jeder Ort entweder dem einen oder dem andern Dialektgebiete zugewiesen werden könnte. Jene Voraussetzung erwies sich bald genug als eine durchaus irrige, die Grenzen der vermeintlichen Charakteristika liefen eigensinnig ihre eigenen Wege und kreuzten sich oft genug. (Wenker 1886: 189 f.)

Seither weiß die Dialektologie, dass klare Dialektgrenzen schwer zu finden sind; trotzdem sind die populären Darstellungen des deutschen Dialektraums, wie die auf den Sprachatlas zurückgehende und heute durch den dtv-Atlas “Deutsche Sprache” (König 2001) jedem Studienanfänger in der Germanistik vertraute Karte der deutschen Dialekte, aufgebaut wie geopolitische Karten nach dem Sieg der nationalstaatlichen Idee: Die Sprachkarten zerschneiden den deutschen Sprachraum exhaustiv in Dialektregionen, die intern nicht mehr weiter differenziert werden; gerade so wie zum Beispiel eine politische Europakarte die Staaten eindeutig gegeneinander abgrenzt. Alle noch so gut empirisch begründeten Vorschläge, Dialektkarten durch Übergangsgebiete realistischer zu machen (Wiesinger 1983) oder gar mit quantitativen Methoden ein Zentrum/Peripherie-Modell umzusetzen (vgl. etwa die von Schiltz angefertigten kumulativen Karten des Südwestdeutschen Sprachatlas, vgl. SSA II, 500: 1–12), scheinen gegen die Suggestivität der am nationalstaatlichen Raumkonzept orientierten dialektologischen Kartendarstellungen wenig ausrichten zu können.

An dieser Stelle ist der Hinweis angebracht, dass *ethnodialektologische* Raumvorstellungen von der Gliederung des deutschen Dialektgebiets – trotz ihrer Prägung durch die nationalstaatliche Sprachideologie, auf die noch einzugehen sein wird – dem Zentrum/Peripherie-Modell wesentlich näher stehen als dem kategorisch-demarkativen. Sie strukturieren den dialektgeographischen Raum *innerhalb* eines Staatsgebiets in der Regel um Kernregionen und lassen undefinierte Zwischenräume frei. Abb. (1) und (2) zeigen zwei typische Karten, die von Informanten aus Bocholt (Nordwestdeutschland) auf die Bitte hin gezeichnet wurden, die Dialekte des Deutschen zu skizzieren. Die Dialektgebiete erfassen Deutschland nicht vollständig und restlos, sondern lassen ‘weiße Flecken’ übrig (oft übrigens in der Mitte der Karten).

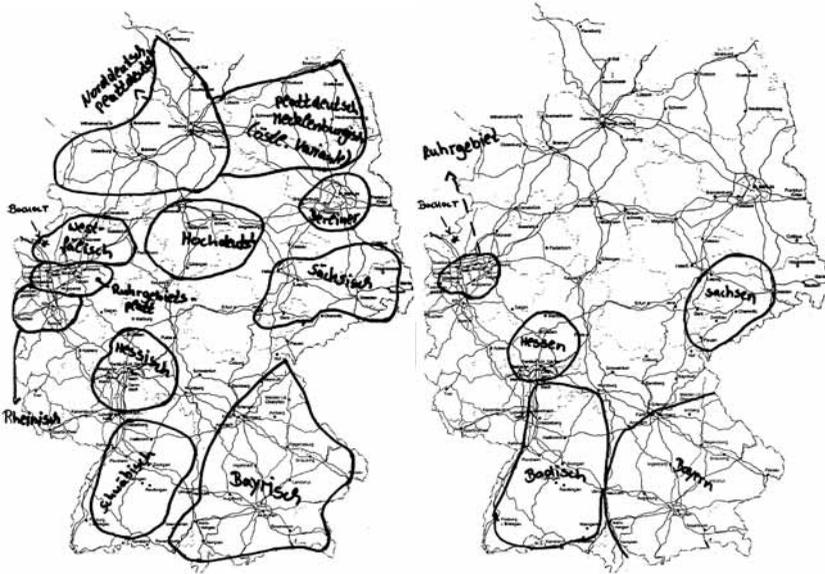


Abb. 1 und 2. Ethnodialektologische Karten von Deutschland, gezeichnet von zwei Informanten aus Bocholt (aus: Stegger 2000).

Häufig wird eine Großstadt als Kern (Zentrum) der Dialektregion gesehen. Etwa ist in den Abbildungen (3) und (4), die die ethnodialektologische Vorstellung vom 'Bairischen' durch Gewährspersonen aus Dresden und Detmold kumulativ darstellen, deutlich zu erkennen, dass München als Zentrum des Bairischen angesehen wird: Beide Informantengruppen sind sich einig, dass die Stadt in den Mittelpunkt des bairischen Dialektraums gehört. Die äußere Begrenzung der bairischen Dialektregion ist hingegen äußerst variabel – hier besteht zwischen den Gewährspersonen keine Übereinstimmung.

Trotz der ideologischen Berührungspunkte zwischen nationalstaatlicher Ideologie und dialektgeographischer Forschung im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert waren natürlich die äußeren Grenzen des deutschen Staats- und des deutschen Dialektgebiets weder zur Zeit der Staatsgründung 1870/71 noch nach dem Ersten Weltkrieg deckungsgleich. Auf der einen Seite gab es nicht-deutschsprachige Enklaven und bilinguale Gebiete (z. B. das Sorbische in der Lausitz, bilinguale Regionen in Ostpreußen und in Elsass/Lothringen vor 1918), auf der anderen Seite lagen deutschsprachige Gebiete außerhalb der Staatsgrenzen (z. B. in den deutschen Sprachinseln in Osteuropa, nach 1918 auch anrainend an Deutschland in Polen und der Tschechoslowakei). Ein weiteres Kapi-

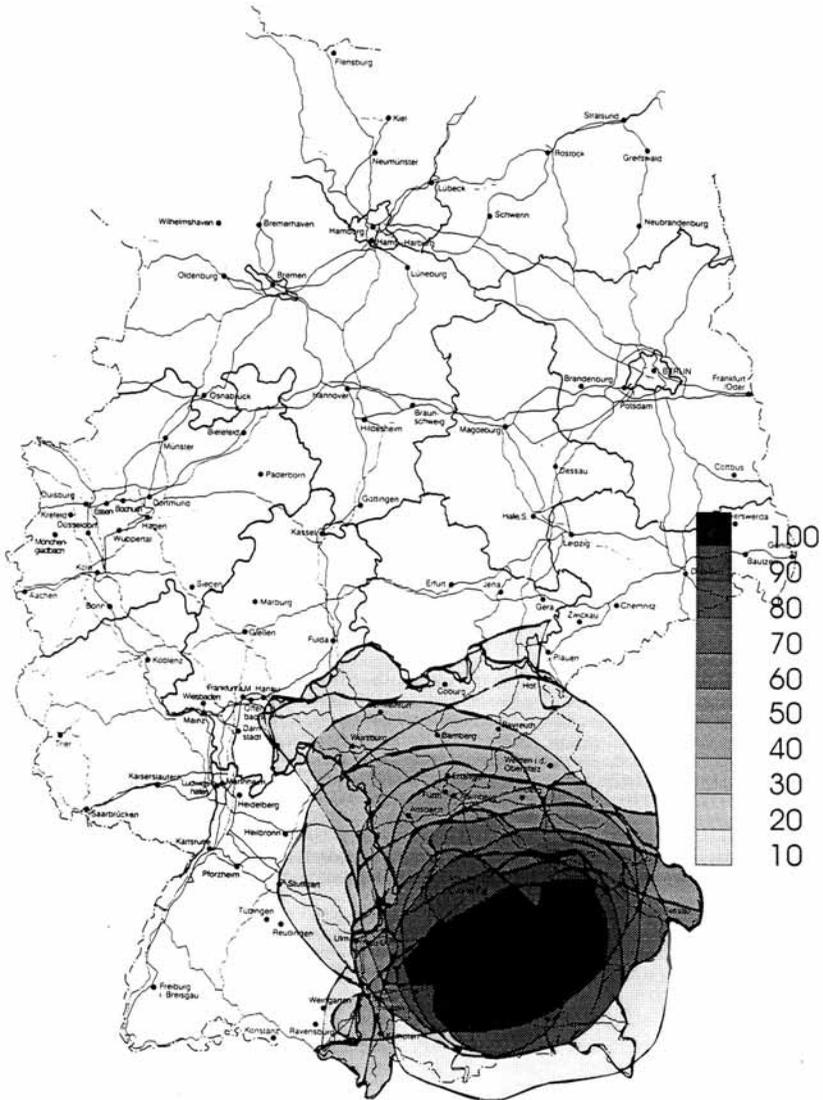


Abb. 3. Ethnodialektologische Karten des Bairischen, zusammengefasste Darstellung der Karten von 20 Informanten aus Dresden (aus Stegger, 2000). Grauskalen entsprechen dem Grad der Übereinstimmung zwischen den Informanten.

tel in der Kooperation zwischen nationalstaatlicher Ideologie und Dialektologie ist deshalb dort erreicht, wo diese mangelnde Übereinstimmung als Argument für die ‘Anpassung’ der Staatsgrenzen verwendet

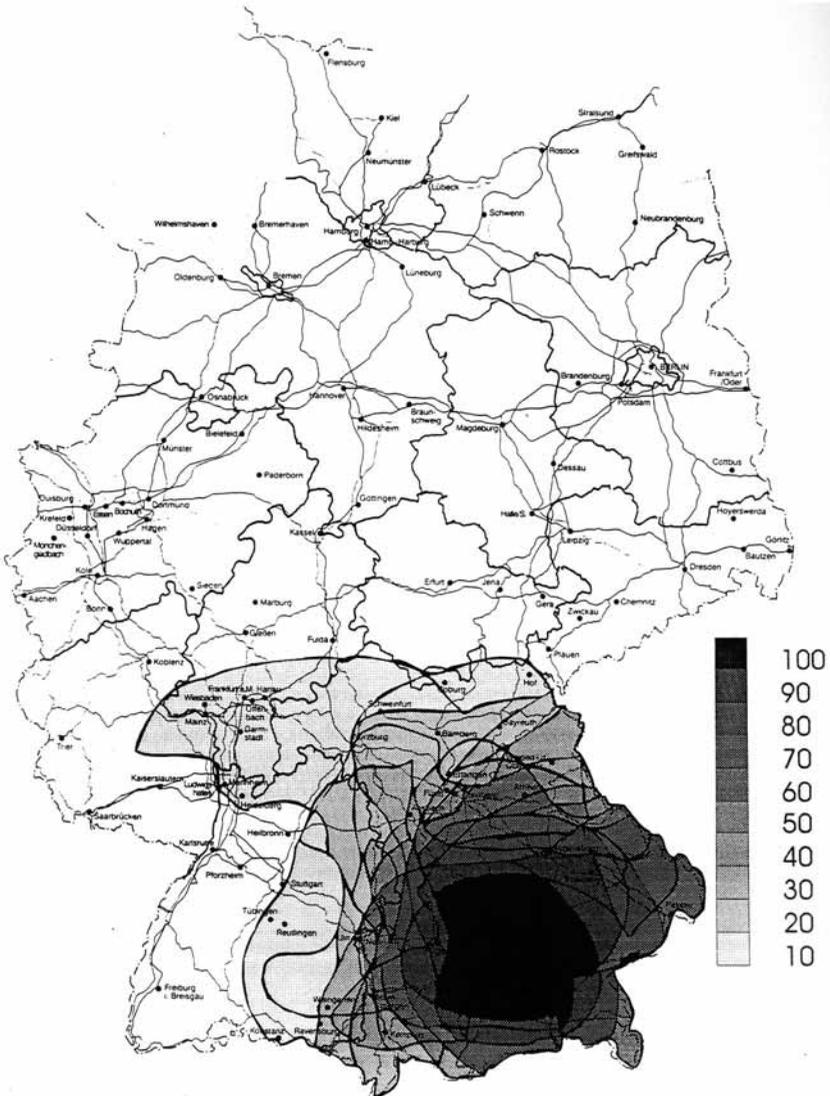


Abb. 4. Ethnodialektologische Karten des Bairischen, zusammengefasste Darstellung der Karten von 20 Informanten aus Bocholt (aus Stegger, 2000). Grauskalen entsprechen dem Grad der Übereinstimmung zwischen den Informanten.

wurde, was vor allem nach dem 1. Weltkrieg immer wieder geschah. Die Dialektgeographie hatte also auch in dieser Hinsicht nationale Aufgaben; sie sollte die Verbundenheit dieser grenznahen Gebiete außerhalb

des Staatsgebiets mit denen innerhalb Deutschlands belegen (übrigens natürlich auch die Verankerung der deutschen Sprachinseln in Osteuropa und in der Sowjetunion in den deutschen ‘Kernlanden’).

Mit der Invasion der deutschen Armeen in Osteuropa wurde 1939 die Forderung nach einer Korrektur der Grenzen mehr als Realität; die Deutschen waren dabei, große slawischsprachige Gebiete systematisch zu germanisieren. Die eher statische Konzeption des deutschen Dialektraums im späten 19. Jahrhundert wich nun einer expansiv-dynamischen. Der Marburger Sprachatlas stellte sich auch auf diese Situation ein. Walther Mitzka, seit 1933 Direktor des Instituts, Professor an der Universität Marburg und Mitglied der NSDAP, entwarf auf dem Hintergrund seiner Forschungen zur deutschen Ostkolonisation die Vision der “sprachlichen Raumgewinnung” im Osten: Durch die Ansiedlung deutscher Bauern in den kolonisierten Gebieten sollte die Germanisierung der Slawen vorangetrieben werden, die ihre eigene Sprache angesichts der Überlegenheit des Deutschen aufgeben würden (vgl. Mitzka 1941 und 1943/44). Aufschlussreich ist die Dialektkarte, die der einflussreichste Dialektologe der Nazi-Zeit seinem Einführungsbuch von 1943 beigab (vgl. Abb. 5).

Vergleicht man sie mit der Karte des 19. Jahrhunderts (etwa die genannte Version in König 2001), bemerkt man mehrere Veränderungen. So ist das Niederländische nun Teil des Niederdeutschen geworden, Westpreußen (in der alten Karte noch als slawophon gekennzeichnet: Kaschubisch) ist nun deutschsprachig, die slawophonen Gebiete in der Lausitz und im südlichen Ostpreußen (Masurisch) sind verschwunden. Im “Protektorat Böhmen und Mähren” und in der Slowakei hat eine durchgehende deutsche Sprachlandschaft die von deutschen Sprachinseln durchsetzte slawophone ersetzt. Die wichtigste Veränderung zur alten Sprachkarte ist jedoch eine andere: Das deutsche Sprachgebiet hat *keine* äußere Grenze mehr: Es kann in alle Richtungen expandieren und folgt damit willig den Eroberungszügen der Wehrmacht. Es kann kaum bezweifelt werden, dass Mitzka (und natürlich auch andere deutschen Dialektologen und Dialektologinnen) die Expansionspolitik des nationalsozialistischen Deutschlands dialektologisch zu legitimieren suchte.³

3. Vgl. dazu Wilking (1998: 138), der nach einer minutiösen Quellenauswertung besonders Mitzka diesen Vorwurf macht. Seine Untersuchung zeigt aber auch, dass Mitzkas Idee der sprachlich-kulturellen Germanisierung im Vergleich zur Realität der militärischen Unterwerfung und rassistisch begründeten Ausrottung im Osten eher naiv war. Walther Mitzka erhielt übrigens die Leitung des Sprachatlas und 1951 auch das Ordinariat an der Universität Marburg zurück, obwohl ihm ein Untersuchungsausschuss nach Kriegsende noch “trotzige Verbissenheit” als Nationalsozialist (Wilking 1998: 244) bescheinigt hatte.

All diesen Versuchen der Zeit zwischen 1870 und 1945 zum Trotz, die Dialektologie für die Zwecke des Nationalstaates zu instrumentalisieren, handelte es sich dabei allerdings nur um einen Nebenschauplatz in der symbolischen Konstitution der deutschen Nation. Wichtigstes Symbol für die europäischen Nationalstaaten waren nicht die Dialekte, sondern die Entwicklung (d. h. der Ausbau und die Normierung) einer nationalen Standardvarietät. Die einfache Gleichung hieß: eine Nation, ein Staat, eine (Standard-) Sprache und ein Territorium.⁴ Anderson (1983) hat gezeigt, dass die Entwicklung der Drucktechnologie die Verbreitung der geschriebenen Standardsprache und damit die nationale Identität förderte. In fast allen europäischen Staaten hat aber auch die Entwicklung und Durchsetzung einer *mündlichen* nationalen Standardsprache wesentlich zur Konstitution der nationalen Einheit beigetragen. Ein solcher Standard war in den meisten europäischen Staaten erst im späten 19. Jahrhundert (teils auch erst später) verfügbar und durchsetzbar (vgl. Auer (im Druck)); die Einführung der allgemeinen Schulpflicht hat dabei sicherlich eine wichtige Rolle gespielt.

Da nun die nationalstaatliche Ideologie Staat, Standardsprache und Territorium gleichsetzte, territorialisierte sie auch die Sprache. In der nationalstaatlichen Idealvorstellung ist weder ein Staat ohne Sprache noch ein Staat ohne Territorium vorstellbar; ebenso wenig können zwei Staaten oder zwei Sprachen sich ein und dasselbe Territorium teilen. Hier wird deutlich, wie die neue Vorstellung von Sprache mit älteren in Konflikt gerät; genauso wie der Nationalstaat sein Territorium “fully, flatly, and evenly operative over each square centimetre” (Anderson 1983, ²1991: 10) besetzt, so ist auch die Nationalsprache in ihrer idealen Ausprägung in jedem Teil des von ihr ‘überdachten’ (um Kloss’ Terminologie zu verwenden, die dieser Ideologie perfekt entspricht; Kloss ²1978) Gebiets gleichermaßen gültig und präsent. Es handelt sich nicht mehr in erster Linie um eine bequeme Art und Weise, Druckerzeugnisse an viele Leser/innen zu bringen (wie die schriftlichen Gemeinsprachen der frühen Neuzeit) oder um die Sprechweise einer gebildeten Oberschicht in bestimmten Gegenden (wie Obersachsen, in anderen europäischen Ländern in der Hauptstadt), sondern um eine mit dem Staat verbundene, von ihm kodifizierte und durchgesetzte ‘Institution’. Die Sprache wird mit dem Staatsgebiet eins.

Im Falle Deutschlands blieb nun, wie bereits erwähnt, spätestens nach dem 1. Weltkrieg ein Teil der deutschen Dialekte außerhalb des ‘schüt-

4. Es bedarf keiner ausführlichen Begründung, dass sich diese Ideologie in Bezug auf die Sprache in vielerlei Fällen mit der Realität rieb; nicht nur die Schweiz, sondern auch viele andere europäische Staaten (Belgien, Irland, Finnland) hatten und haben faktisch und juristisch mehrere Standardsprachen.

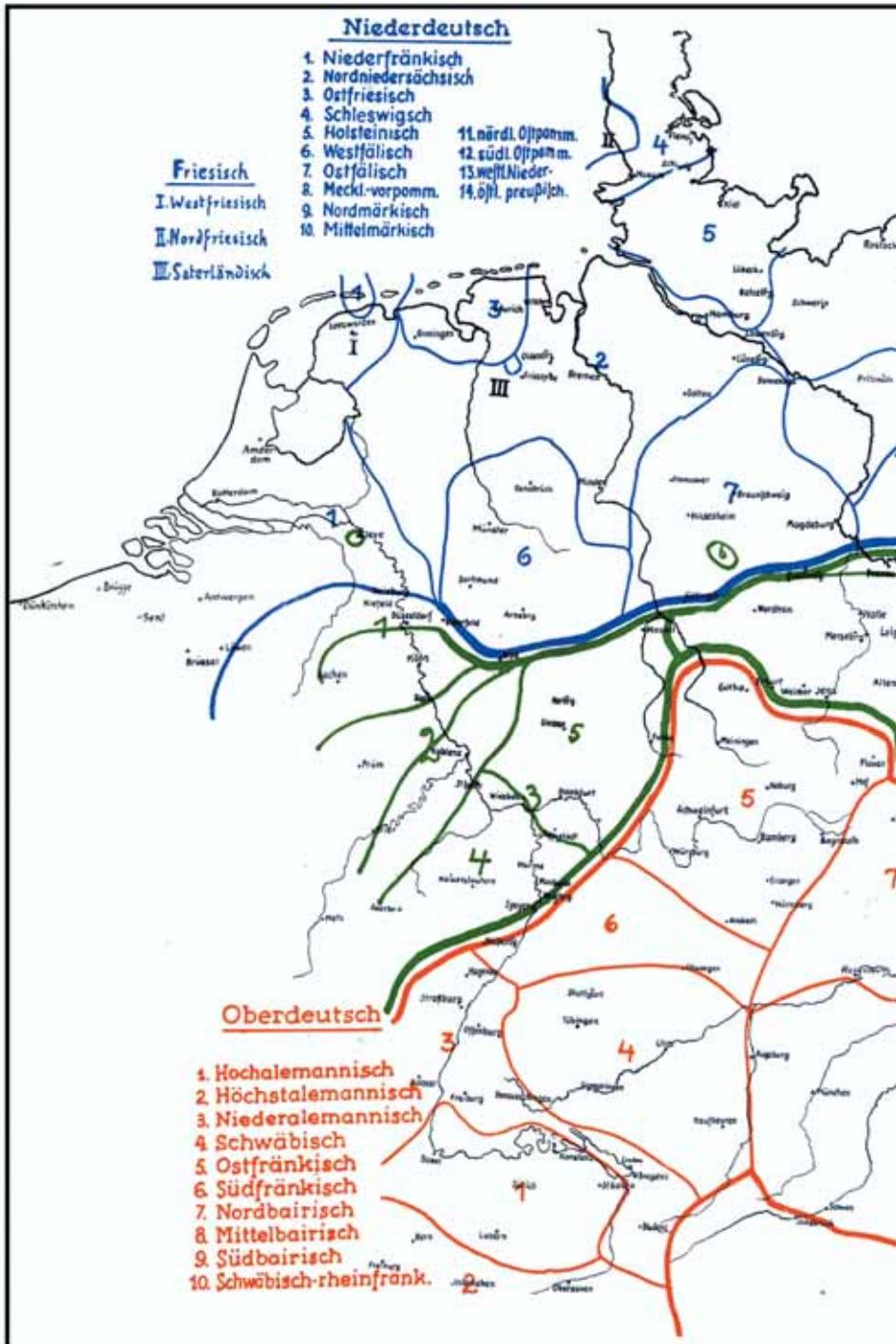
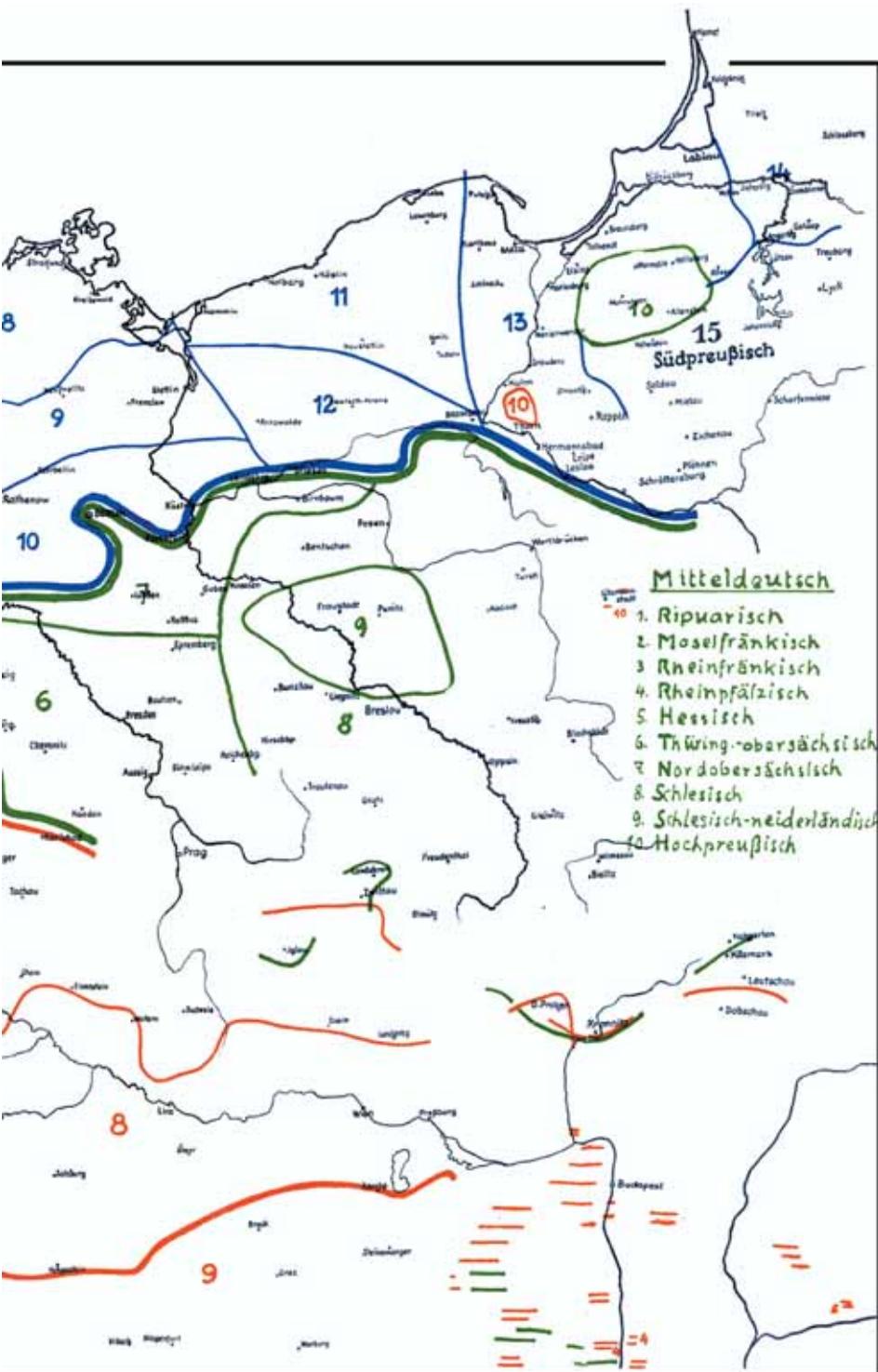


Abb. 5. Die deutschen Dialekte in der Darstellung von Mitzka 1943.



zenden Dachs' der Standardvarietät. Die dialektologische Idee der Einheit in der Vielfalt und die nationalsprachliche Idee der kodifizierten und überall gleichen Standardsprache konfligierten also. In diesem Konflikt war der Sieg der nationalen Sprachideologie langfristig vorprogrammiert: Wie in Abschnitt 4 zu zeigen sein wird, konnten sich ihr gegenüber grenzüberschreitende Dialektzusammenhänge nirgends behaupten.

3. Elemente einer Theorie des dialektologischen Raums

Bevor wir uns diesem Konflikt weiter zuwenden, muss die konstitutive Bedeutung des Raums und damit auch der territorialisierten Sprache für die nationalstaatliche Ideologie weiter erläutert werden. Lange vor Anderson hat Georg Simmel in einem Aufsatz über die Soziologie des Raums (geschrieben 1903) dafür die Grundlagen gelegt. Er entwickelt in diesem Aufsatz die Idee, dass Raum kein physisches, sondern ein mentales Phänomen ist:

Nicht die Form räumlicher Nähe oder Distanz schafft die besonderen Erscheinungen der Nachbarschaft oder Fremdheit, so unabweislich dies scheinen mag. Vielmehr sind auch dies *rein durch seelische Inhalte erzeugte Tatsachen* [...]. In dem Erfordernis spezifisch seelischer Funktionen für die einzelnen geschichtlichen Raumgestaltungen spiegelt es sich, daß *der Raum überhaupt nur eine Tätigkeit der Seele* ist, nur die menschliche Art, an sich unverbundene Sinnesaffektionen zu einheitlichen Anschauungen zu verbinden (Simmel 1995: 133, Hervorhebung P.A.)

Und, zum Thema Grenzen:

Wenn dieser Allgemeinbegriff des gegenseitigen Begrenzens von der räumlichen Grenze hergenommen ist, so ist doch, tiefer greifend, dieser letztere nur die Kristallisierung oder Verräumlichung der allein wirklichen seelischen Begrenzungsprozesse. Nicht die Länder [...] begrenzen einander; sondern die Einwohner [...] (Simmel 1995: 141).

Die Idee, dass der Raum ein mentales Konstrukt ist, das unsere Wahrnehmung strukturiert, und nicht etwa unsere Wahrnehmung durch die Fakten des Raums geprägt oder sogar bestimmt wird, kann selbstverständlich auch auf die Sprache übertragen werden. Sie bedeutet dann: Nicht die Struktur des Raums schafft sprachliche Unterschiede, sondern unsere dialektalen kognitiven Landkarten sind Ordnungsstrategien, mit denen wir das 'Chaos' der Heteroglossie bewältigen. Diese Auffassung steht nun aber in scharfem Gegensatz zur etablierten Lehrmeinung der

Dialektgeographie klassischer Prägung, wie sie etwa in Bachs autoritativem Werk zur deutschen “Mundartkunde” (erstmalig 1934) vertreten wird. Ihr zufolge sind es nämlich die außerlinguistischen Grenzen (seien sie nun ‘natürlicher’ Art, wie Flüsse oder Bergzüge, oder politischer Art, wie Staatsgrenzen), die in direkter Kausalität die Divergenz der Sprachen auslösen (Bach selbst denkt hier vor allem an die mittelalterlichen Territorien):

[...] so stellen unsere Mda-Grenzen (‘Linienbündel’) Verkehrsgrenzen dar, die Kernlandschaften aber sind Gebiete verhältnismäßig einheitlichen landschaftlichen Verkehrs [...]. Wenn wir nach den Kräften forschen, die sie ausgeformt haben und zusammenhalten, so finden wir, daß es sich nicht selten um staatliche Organisationsräume des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit handelt, also um die Territorien, die in einem Zeitalter strenger Gebundenheit und schlechter Verkehrsverhältnisse, vor allem aber mangelnder Freizügigkeit, eine außerordentliche Macht über die Verkehrsbeziehungen der in ihnen lebenden Menschen besaßen (Bach ³1969: 80–81).

Bach folgt hier – wie übrigens auch in der angloamerikanischen Dialektologie Autoren wie Trudgill (1986) – einem Modell, demzufolge verbale Interaktion (“Verkehr”) automatisch zu wechselseitiger Akkommodation führt.⁵ Sprachlicher Wandel kann sich also ausbreiten, wenn die Kommunikationskanäle gut funktionieren; sind sie – zum Beispiel durch undurchlässige Grenzen (“schlechte Verkehrsverhältnisse”, “mangelnde Freizügigkeit”) – behindert, können Innovationen nicht weitergetragen werden.⁶ Dies ist der Fall, wenn natürliche oder politische bzw. Stammesgrenzen die Kommunikation behindern.

Dieses Modell ist allerdings schon aus methodischen Gründen unplausibel. Die Dialektgrenzen, von denen Bach spricht, wurden Ende des 19. Jahrhunderts erforscht und im Raum verortet. Zu dieser Zeit waren die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Territorien, die er zu ihrer Erklärung heranzieht, teilweise schon seit langer Zeit verschwunden. Damit fehlten natürlich auch die politischen Grenzen, die möglicherweise die

5. Das Modell selbst steht in der Tradition der Junggrammatiker und wird zum Beispiel auch von Saussure (1974: 283) und Bloomfield (1933: 476–477) propagiert, die dabei ihren junggrammatischen Lehrern folgen. Über Uriel Weinreich führt die Traditionslinie zu William Labov und Peter Trudgill weiter.

6. In Auer & Hinskens (im Druck) wird die Grundlage dieses Modells – die Akkommodationstheorie – sowie seine Relevanz für den Sprachwandel einer kritischen Würdigung unterzogen. Als Ergebnis zeigt sich, dass der Zusammenhang zwischen interpersonaler Akkommodation und Sprachwandel keineswegs selbstverständlich ist und zwingende empirische Evidenz für das Modell fehlt.

Kommunikation zwischen den Territorien behindert haben. In vielen Fällen hätten Hunderte von Jahren zur Verfügung gestanden, um die einst herrschenden Akkommodationshindernisse auszuräumen und Innovationen über die ehemalige Grenze zu tragen. Dass dies nicht geschah, bedeutet, dass die Wirkung der politischen Grenzen diese selbst überlebt hat. Wie ist dies möglich, wenn der “Verkehr” zwischen den Menschen doch nun problemlos funktionierte? Die Antwort ist offensichtlich: Die alten Grenzen hinterließen ihre mentalen Spuren im kulturellen Gedächtnis der Bevölkerung und in ihren ethno-dialektologischen Landkarten. Oder mit Simmel:

Is sie [die Grenze, P.A.] freilich erst zu einem räumlich-sinnlichen Gebilde geworden, das wir unabhängig von seinem soziologisch-praktischen Sinne in die Natur einzeichnen, so übt dies starke Rückwirkungen auf das Bewußtsein von dem Verhältnis der Parteien. [...] [dann] wird sie zu einer lebendigen Energie [...] (Simmel 1995: 141).

Es sind also nicht die faktischen Verkehrsgrenzen, sondern der Raum als mentales Konstrukt, der die Wahrnehmung sprachlicher Variabilität steuert und gegebenenfalls auch in der sprachlichen Produktion sprachliche Grenzen (Isoglossen) bewahrt oder sogar aufbaut. Allenfalls können natürliche oder politische Grenzen für diese mentalen Raumkonzepte auslösend sein, nicht aber für die sprachlichen Divergenzen im Raum selbst. Auch die immer wieder beobachtete Tatsache, dass Konfessionsgrenzen die sprachliche Raumwahrnehmung (auch noch heute) beeinflussen, ist mit Simmels Idee der “seelischen Begrenzungsprozesse” eher zu erklären als mit dem Akkommodationsmodell.⁷

Evidenz für die von alten Territorien bestimmte kognitive Repräsentation sprachgeographischer Räume bieten ethnodialektologische Untersuchungen zur Situation an ehemaligen politischen Grenzen. Obwohl, wie oben gezeigt, dialektologische Laien bei der Darstellung innerstaatlicher Dialekträume normalerweise eher dem Zentrum/Peripherie-Modell folgen, gibt es davon eine Ausnahme: An politischen Grenzen wechseln sie manchmal in das nationalstaatliche Modell eindeutig gegeneinander abgegrenzter Territorien über. Für die Entscheidung zwischen Akkommodationsmodellen, die auf Kontakthäufigkeit aufbauen, und kognitiven Modellen der sprachlichen Raumkonstitution sind nun besonders solche Fälle aufschlussreich, in denen dialektologische und ethnodialektologische Grenzen *nicht* übereinstimmen. Ein Beispiel ist die Grenze

7. R. Schrambke (pers. Mitteilung) verweist zurecht darauf, dass die erstaunliche Stabilität der sog. Schwarzwaldschränke zwischen Niederalemannisch und Schwäbisch in erster Linie auf die gleichlaufende Konfessionsgrenze zurückgeführt werden kann.

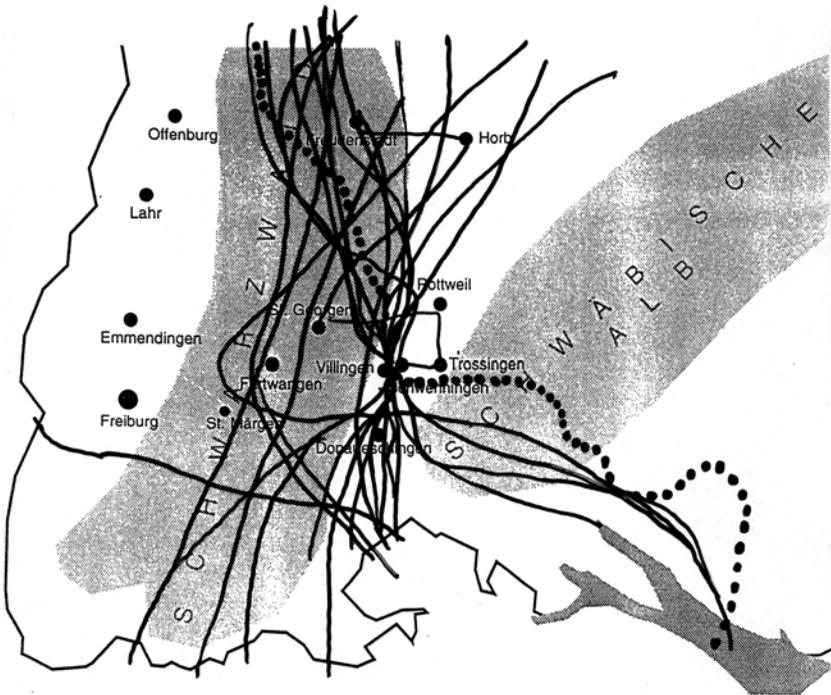


Abb. 6. Ethnodialektologische Grenzziehungen zwischen Schwäbisch und Alemannisch. Die Linien verlaufen meist zwischen Schwenningen und Villingen. Die gepunktete Linie markiert die ehemalige Landesgrenze zwischen Schwaben und Baden (nach Hättich 1999).

zwischen Alemannisch und Schwäbisch. In ethnodialektologischen *mental maps* von Südwestdeutschen verläuft diese Grenze in nord-südlicher Richtung irgendwo entlang dem Schwarzwaldkamm und schwenkt dann südlich der schwäbischen Alb in Richtung Bodensee nach Osten. Über den genauen Grenzverlauf sind sich die Ethnodialektologen nicht einig. Dem entspricht, dass auch die Isoglossen ihrer professionellen Kollegen in diesem Gebiet nicht eng gebündelt sind. Allerdings gibt es ein kleines Detail, in dem fast alle Ethnodialektologen der Meinung ihrer professionellen Kollegen widersprechen: Ihre Grenzen konvergieren zwischen den beiden Zwillingstädten Villingen und Schwenningen (die heute eine Gemeinde bilden) (vgl. Abb. 6).

Faktisch gibt es nur sehr wenige Isoglossen, die zwischen Villingen und Schwenningen verlaufen. (Erwähnenswert ist lediglich die für westl. /ai/ vs. östl. /oa/ in einigen mhd. /ei/-Wörtern, vgl. die Karte für 'Ei' in Klausmann, Kunze & Schrambke 1993, Nr. 66.) Die meisten und

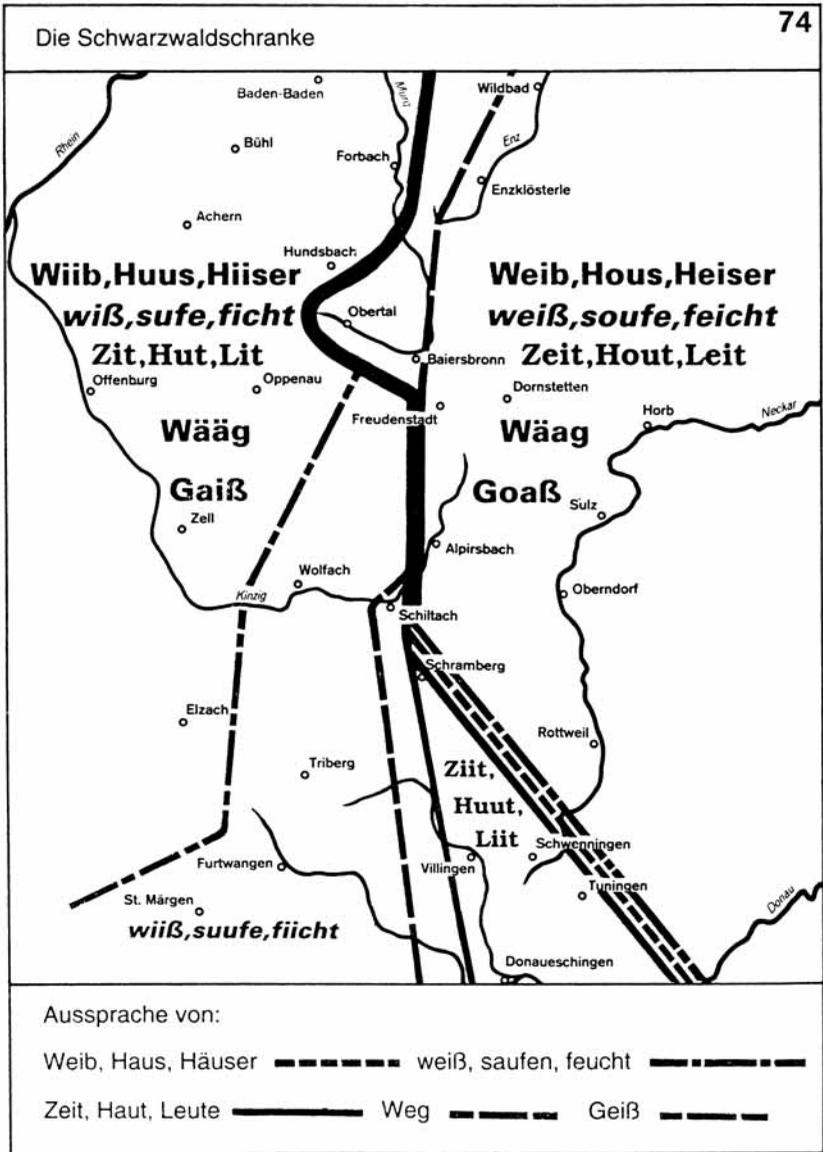


Abb. 7. Isoglossen zwischen Niederalemannisch im Raum Villingen/Schwenningen (aus: Klausmann, Kunze & Schrambke 1994: Karte 74).

wichtigsten ost-westlichen Trennungslinien zwischen Schwäbisch und Alemannisch findet man östlich oder westlich *beider* Städte (vgl. Abb. 7).

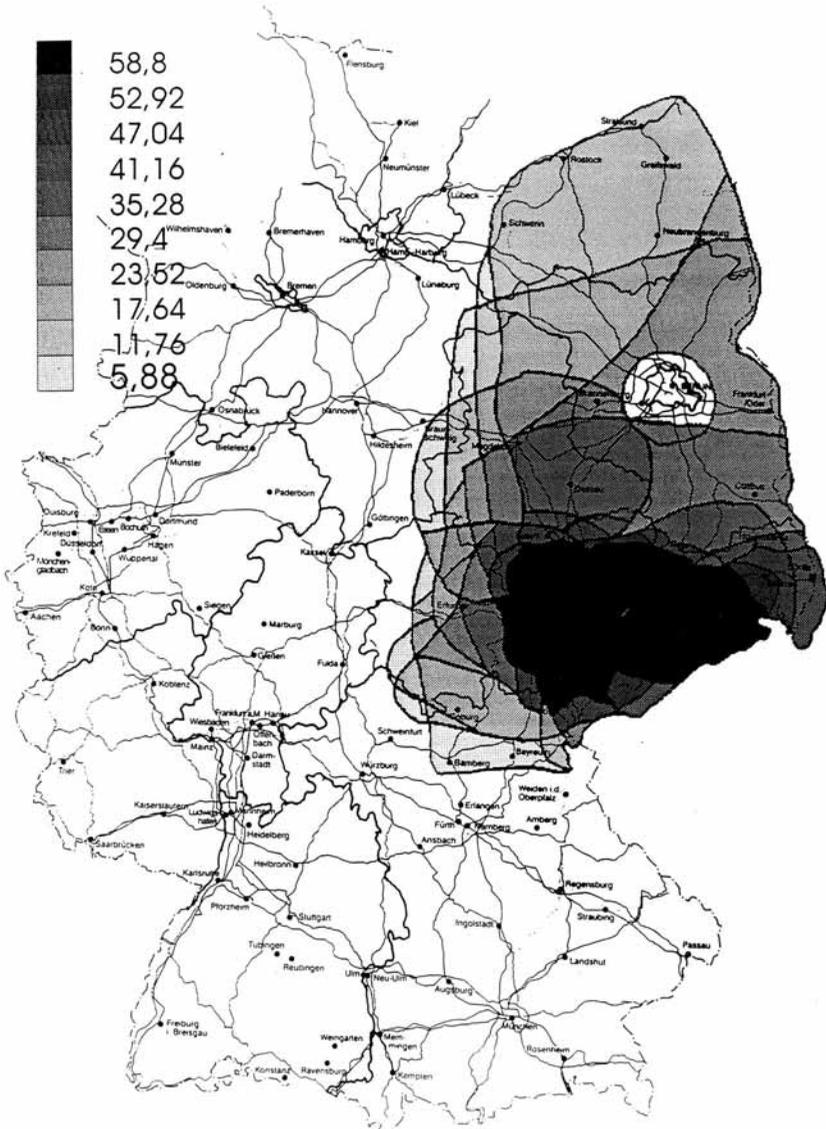


Abb. 8. Ethnolektologische Karten des Obersächsischen, zusammengefasste Darstellung der Karten von 20 Informanten aus Bocholt (aus Stegger, 2000). Grauskalen entsprechen dem Grad der Übereinstimmung zwischen den Informanten.

Der ethnolektologische Konsens entspricht also nicht den Fakten. Wie ist er dann zu erklären? Die Antwort ist nicht schwer zu finden: Bis

vor 50 Jahren, d. h. bis zur Gründung des Landes Baden-Württemberg, verlief zwischen Villingen und Schwenningen die württembergisch-badische Staatsgrenze. Da die 'Identität' von 'Schwaben' und 'Badenern' in mancherlei Hinsicht bis heute nicht durch eine gemeinsame baden-württembergische ersetzt worden ist, blieb die alte politische Grenze an dem besonders prägnanten Punkt zwischen den beiden Städte weiterhin im kulturellen Gedächtnis der Bevölkerung verankert. Diese historisch-politisch bedingte mentale Grenzziehung entfaltet nun ihre eigene, "lebendige Energie" (im Sinne Simmels): Sie zieht symbolische Grenzen auf sich, darunter auch die Dialektgrenze. Die südwestdeutschen Ethnodialektologen bilden also ihr Wissen um die sprachlichen Unterschiede zwischen Alemannen und Schwaben auf die kognitive Realität der politischen Grenze ab: Die (verschwundene, aber mental reale) politische Grenze bündelt und verlagert die faktischen Isoglossen in der Vorstellung. Der mentale Raum reduziert die sprachliche Komplexität.

Ähnliches gilt übrigens auch für ethnodialektologische Raumvorstellungen vom Obersächsischen. Viele Westdeutsche glauben, dass Ostdeutsche anders sprechen, und es kommt durchaus vor, dass in ethnodialektologischen Karten das Obersächsische auf das gesamte politische Territorium der DDR ausgedehnt wird (vgl. Abb. 8).

Auch hier beeinflusst die ehemalige politische Grenze die mentale sprachliche Raumgliederung.

Anhand der alten badisch-württembergischen Staatsgrenze lässt sich belegen, dass ethnodialektologische Vorstellungen von politischen Räumen beeinflusst werden und dass solche Vorstellungen unabhängig von den faktischen sprachlichen Raumgliederungen sein können. In diesem Fall hat sich daraus allerdings keine faktische sprachliche Divergenz ergeben.⁸ Um zu untersuchen, wie ethnodialektologische Vorstellungen das sprachliche *Verhalten* beeinflussen können, muss man die Grenzen der deutschen Nation (als *imagined community*) betrachten.

4. Die Grenzen des deutschen Nationalstaates und die Dialekte

Im letzten Abschnitt wurde gezeigt, dass (politische) Grenzen nicht deshalb zu Dialektdivergenz führen, weil sie die Kommunikation behindern, sondern weil sie als mentale Raumbegrenzungen ein kognitives Ordnungsschema bereitstellen, an dem sich zumindest die Vorstellung von sprachlicher Verschiedenheit orientieren kann. Die (ehemalige) Staatsgrenze wird automatisch auch als Sprachgrenze gedacht. Es ist klar, dass

8. Eine solche Entwicklung würde man zumindest langfristig vorhersagen, solange die ethnodialektologische Grenze fest ist. Über die augenblicklichen Sprachentwicklungen im Raum Villingen/Schwenningen liegen keine Untersuchungen vor.

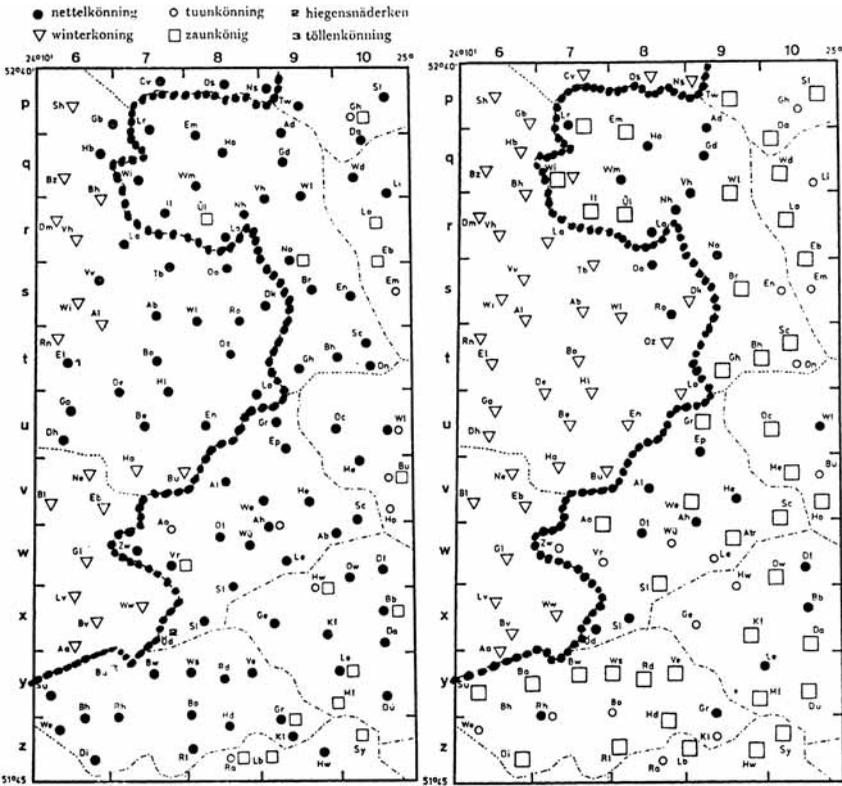


Abb. 9 a, b. Die Bezeichnungen für 'Zaunkönig' auf beiden Seiten der Staatsgrenze zwischen Deutschland und den Niederlanden im Raum Enschede/Rheine (En = Enschede, Bo = Bocholt, Bh = Bentheim, Al = Almelo, We = Wesel); Karte (a): 1940, Karte (b): 1975 (aus Kremer 1990).

diese Denkweise auch der nationalstaatlichen Ideologie der Kongruenz von Sprach- und Nationalgrenzen zugrunde liegt. Es ist nun zu fragen, ob dadurch faktische Divergenz entstehen kann.

Wir beginnen an der westlichen Staatsgrenze, wo die angrenzenden westgermanischen Dialekte in den Niederlanden, Luxemburg und Frankreich (in Lothringen und vor allem im Elsass) nicht oder nur schwach (im Falle Luxemburgs) von der deutschen Standardsprache überdacht werden, dafür aber die exoglossische Standardvarietät der jeweiligen Nationen Teil des sprachlichen Repertoires ist.⁹ Für die deutsch-

9. Die sehr kleine deutschsprachige Minderheit im grenznahen frankophonen Belgien um Malmédy wird hier nicht berücksichtigt; vgl. dazu Riehl (2001: 33–48).

niederländische Sprachgrenze zeigen die Untersuchungen von Kremer (z. B. 1990) und Niebaum (1990), dass das einstige niederfränkische Dialektkontinuum zwischen Deutschland und den Niederlanden seit mindestens 60 Jahren an der Staatsgrenze mehr und mehr auseinander bricht. Als ein Beispiel von vielen stellt Abb. (9) die dialektgeographische Verteilung der Wörter für den 'Zaunkönig' (std.-nl. *winterkoninkje*) in der Grenzregion im Jahr 1940 sowie im Jahr 1975 dar.

Die ältere Karte belegt für die Zeit vor 1940 auf beiden Seiten der Staatsgrenze vor allem die dialektale Form *nettelkönning*, eine Form, die gleichermaßen vom deutschen wie vom niederländischen Standard abweicht. 1975 wird hingegen auf der niederländischen Seite fast nur noch das niederländische Standardwort verwendet; auf der deutschen Seite hat sich *nettelkönning* etwas besser gehalten, ist aber meist ebenfalls durch std.-dt. *Zaunkönig* oder eine phonologisch dem Niederdeutschen angepasste Form, nämlich *tuunkönning*, ersetzt worden. Bemerkenswert ist, dass diese deutliche Divergenz an der Staatsgrenze der ethnodialektologischen Einschätzung entspricht. Fragt man die Bewohner der grenznahen Orte, wo ihrer Meinung nach derselbe Dialekt gesprochen wird wie in ihrem Heimatdorf, dann nennen die Befragten mit wenigen Ausnahmen nur Nachbardörfer im jeweiligen Staatsgebiet, d. h. die wahrgenommenen sprachlichen Gemeinsamkeiten überschreiten die politische Grenze nicht (vgl. Abb. 10).

Im Fall der Niederlande und Deutschlands ist also die ethnodialektologische Grenze von der politischen Grenze der Nationalstaaten bestimmt; und diese ethnodialektologische Grenze beeinflusst auch die Sprachverwendung und führt so zur Divergenz der Dialekte, also zur Auflösung des Dialektkontinuums. Es ist aber auch offensichtlich, dass hinter dieser Entwicklung die an das nationalstaatliche Territorium gebundene Standardvarietät steht: Die regionale Divergenz an der Staatsgrenze ist nur ein Sekundäreffekt der großflächigen Advergenz der niederländischen Dialekte zum niederländischen Standard und der Ersetzung des Niederdeutschen durch die deutsche Standardvarietät. Diese führen notwendigerweise zum Dialektausgleich zwischen den Dialekten auf beiden Seiten der Grenze. Die Situation lässt sich wie in Abb. 11 darstellen.

Unter dem Einfluss der nationalstaatlichen Ideologie in Deutschland und in den Niederlanden hat sich die jeweilige nationale Standardvarietät zulasten der Dialekte durchgesetzt. Die kognitive Repräsentation des Dialektraums folgt dieser Ideologie und führt so zu faktischer Divergenz. Diese Divergenz erfolgt in einer Zeit, in der die faktischen Kommunikationshindernisse durch die Staatsgrenze praktisch aufgehoben sind. Sie kann also nicht – im Sinne Bachs (vgl. das Zitat oben) – durch solche Hindernisse erklärt werden.

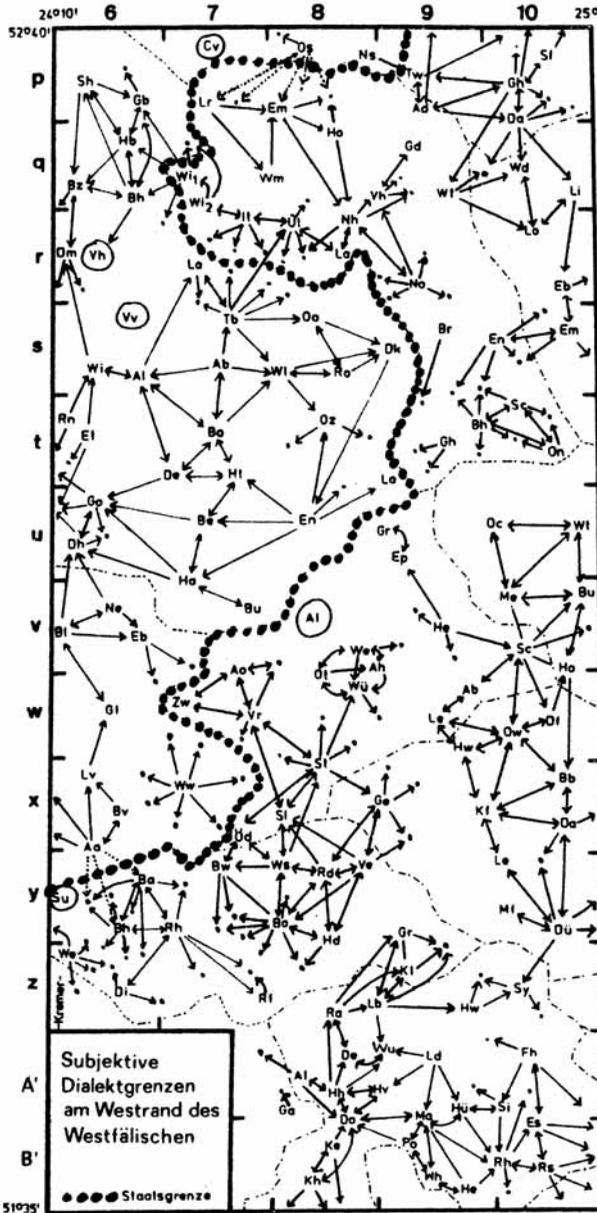


Abb. 10. Die ethnodialektologische Grenze zwischen Deutschland und den Niederlanden im Raum Enschedel/Rheine (aus: Kremer 1984). Pfeile deuten auf diejenigen Orte, in denen nach der Einschätzung der Informanten "derselbe" Dialekt gesprochen wird wie in ihrem Heimatdorf.

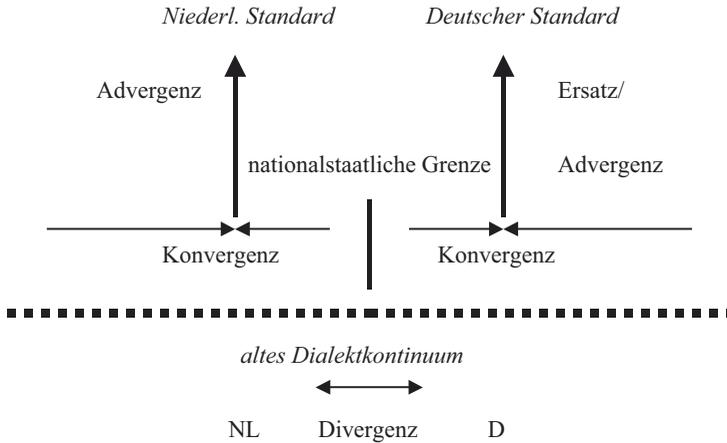


Abb. 11. *Dialektdivergenz im ehemaligen niederdeutsch-niederländischen Dialektkontinuum an der Grenze zwischen den Niederlanden und Deutschland als Folge von Dialekt/Standard-Advergenz (in NL) bzw. Standard-Ersetzung (in D) (adaptiert aus Auer & Hinskens 1996).*

Die Situation an der Staatsgrenze zwischen Luxemburg und Deutschland ist der zwischen Deutschland und den Niederlanden grundsätzlich vergleichbar. Allerdings ist Lëtzebuergesch im Vergleich zum Niederländischen eine sehr junge Standardsprache, die sich bisher noch kaum gegen das Französische und noch nicht vollständig gegen das Deutsche als Schriftsprachen durchgesetzt hat. Auch hat sie sich noch nicht von der regionalen Verankerung in der mündlichen Sprache um die Hauptstadt (Zentralluxemburgisch) gelöst. Dennoch lässt sich seit ca. 1940 eine zunehmende Advergenz der grenznahen luxemburgischen Dialekte zur (Standard-)Varietät von Luxemburg-Stadt beobachten, die zu einer wachsenden Divergenz von den historisch eng verwandten Dialekten auf der deutschen Seite der Grenze führt (vgl. Gilles 1998, 1999).

An der französisch-deutschen Grenze, die das Elsass von Baden-Württemberg trennt, wird der alemannische (bzw. südfränkische) Dialektraum wie im Fall der Niederlande von zwei unterschiedlichen Nationalsprachen zerschnitten. Allerdings steht die Standardsprache auf der französischen Seite in einem exoglossischen Verhältnis zu den Dialekten. Dialekt/Standard-Advergenz kann deshalb nur auf der deutschen Seite stattfinden; im Elsass wird der alemannische Dialekt entweder völlig aufgegeben, oder er gleicht sich durch Entlehnungen (vgl. Klausmann 2000) und Interferenzen (vgl. Gilles & Schrambke 2000) an das Französische an. Als Ergebnis dieses Einflusses der Nationalsprachen ergibt sich auch hier die Divergenz der alten Dialekte an der Sprachgrenze, die wiederum

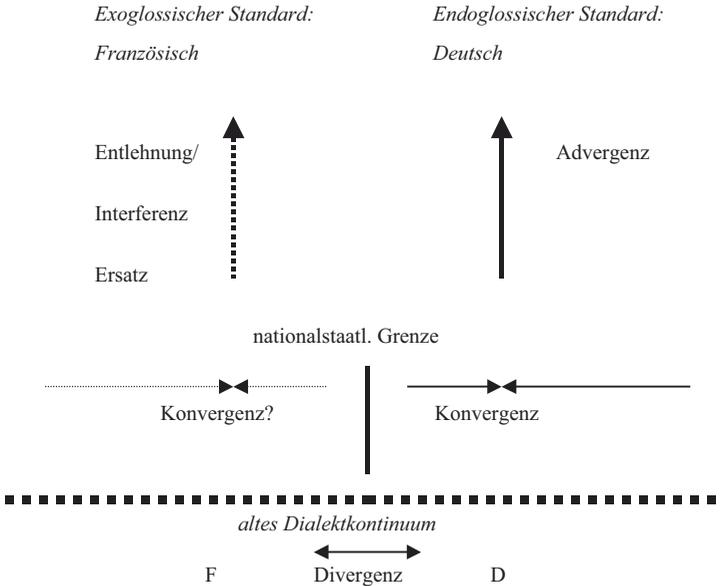


Abb. 12. *Dialektdivergenz an der französisch- (elsässisch-) deutschen Staatsgrenze als Folge von Dialekt/Standard-Advergenz (in D) und Entlehnung (in F).*

von einer massiven ethnodialektologischen Divergenzwahrnehmung begleitet wird. Wie Finger (2002) zeigt, wird der alemannische Dialekt des Elsass aus französischer Sicht oft nicht mehr als Dialekt ‘des Deutschen’, sondern als selbständige Regionalsprache Frankreichs betrachtet, die von den Dialekten auf der deutschen Seite unabhängig ist. Elsässer und Badener verwenden nur selten den Dialekt in der Interaktion untereinander; vielmehr setzen sie, wo immer dies möglich ist, die Standardvarietäten ein (vgl. Abb. 12).¹⁰

Auch in diesem Fall ist also die ethnodialektologische Raumvorstellung zunehmend vom Verlauf der nationalen politischen Grenze und der ihr entsprechenden ‘überdachenden’ Standardvarietät bestimmt; trotz vielfältiger grenzüberschreitender Kontakte und des Fehlens aller verkehrsbehindernden Faktoren beeinflusst diese Raumvorstellung das sprachliche Verhalten und führt so zur Divergenz der Dialekte. (Ob innerhalb der elsässischen Dialekte Konvergenz auftritt, obwohl keine Advergenz zu einer deutschen Standardvarietät stattfindet, ist unklar.)

10. Zumindest gilt dies für den südlichen Teil der Staatsgrenze. Im nördlichen Teil (Hannauerland, etwa im Raum Kehl) scheint die ethnodialektologische Einheit des Gebiets noch stärker erhalten zu sein (R. Schrambke, pers. Mitteilung).

Im Süden grenzt Deutschland bekanntlich an zwei Staaten, in denen annähernd dieselbe Varietät als Standard verwendet wird wie in Deutschland, nämlich die Schweiz und Österreich. Die traditionell sehr ähnlichen Dialekte auf den beiden Seiten der Grenze werden also (fast) von derselben Standardsprache überdacht. Damit widersprechen die drei Staaten – Deutschland, Österreich und die Schweiz – grundsätzlich dem Idealtypus der nationalistischen Ideologie, derzufolge jede Nation ihre eigene (Standard-)Sprache hat.

In der (deutschsprachigen) Schweiz erfolgt die identitätsstiftende Abgrenzung von der deutschen (und der österreichischen) Nachbarnation weniger über die strukturellen Unterschiede der schweizerdeutschen Version der hochdeutschen Standardsprache, sondern durch eine völlig andere *Bewertung* dieser Varietät. Bekanntlich wird in der deutschsprachigen Schweiz die Standardvarietät hauptsächlich im Medium der Schrift verwendet; mündlich ist sie (zunehmend) auf sehr formelle Situationen eingeschränkt: Fast alle mündlichen Verwendungsdomänen sind von den Dialekten besetzt. Aufgrund der geringen Relevanz des Standards im kommunikativen Alltag werden die Dialekte nicht vom Standarddeutschen beeinflusst (keine Standard/Dialekt-Konvergenz). Die nationale Identität der Schweiz beruht nicht auf der Gleichsetzung von Nation und Sprache, sondern auf der Gleichsetzung von Nation und Polyglossie. Dazu zählt sowohl die nationalstaatliche Mehrsprachigkeit als auch die dialektale Vielfalt innerhalb der deutschsprachigen Schweiz. Die ideologische Grenze zwischen der Schweiz einerseits und Deutschland bzw. Österreich andererseits wird also auf der Basis einer anderen Repertoirestruktur gezogen. Einem diglossischen Repertoire auf schweizerdeutscher Seite (mit relativ peripherem Status und neutraler bis negativer Bewertung des Standarddeutschen) entspricht auf deutscher und österreichischer Seite ein diaglossisches Repertoire mit Standard/Dialekt-Konvergenz und regiolektalen Strukturen.

Die sprachliche Entwicklung an der deutsch-schweizerischen Staatsgrenze ist relativ gut dokumentiert. Sowohl Schifferle (1990) als auch Seidelmann (1989) fanden an der Rheingrenze, Seidelmann (1983) darüber hinaus auch zwischen Konstanz und Kreuzlingen, deutlich divergente Entwicklungen.¹¹ Als Beispiel von vielen zeigt Abb. (13) die Vokal-

11. Die divergente Entwicklung zwischen Kreuzlingen und Konstanz zeigt, dass die natürliche Grenze 'Rhein' nicht für die Divergenz verantwortlich gemacht werden kann. (Die Ortskerne beider Städte liegen südlich des Rheins.)

Seidelmann und Schifferle datieren den Beginn der Divergenz unterschiedlich; Seidelmann vermutet schon Divergenz seit der napoleonischen Auflösung des vorderösterreichischen Herrschaftsgebiets, die den Rhein als Grenze etablierte, Schifferle geht von einer Entwicklung im 20. Jahrhundert aus, die durch die politischen Ereignisse vor und während des 2. Weltkriegs begünstigt wurde. Tatsächlich war die deutsch-schweizerische

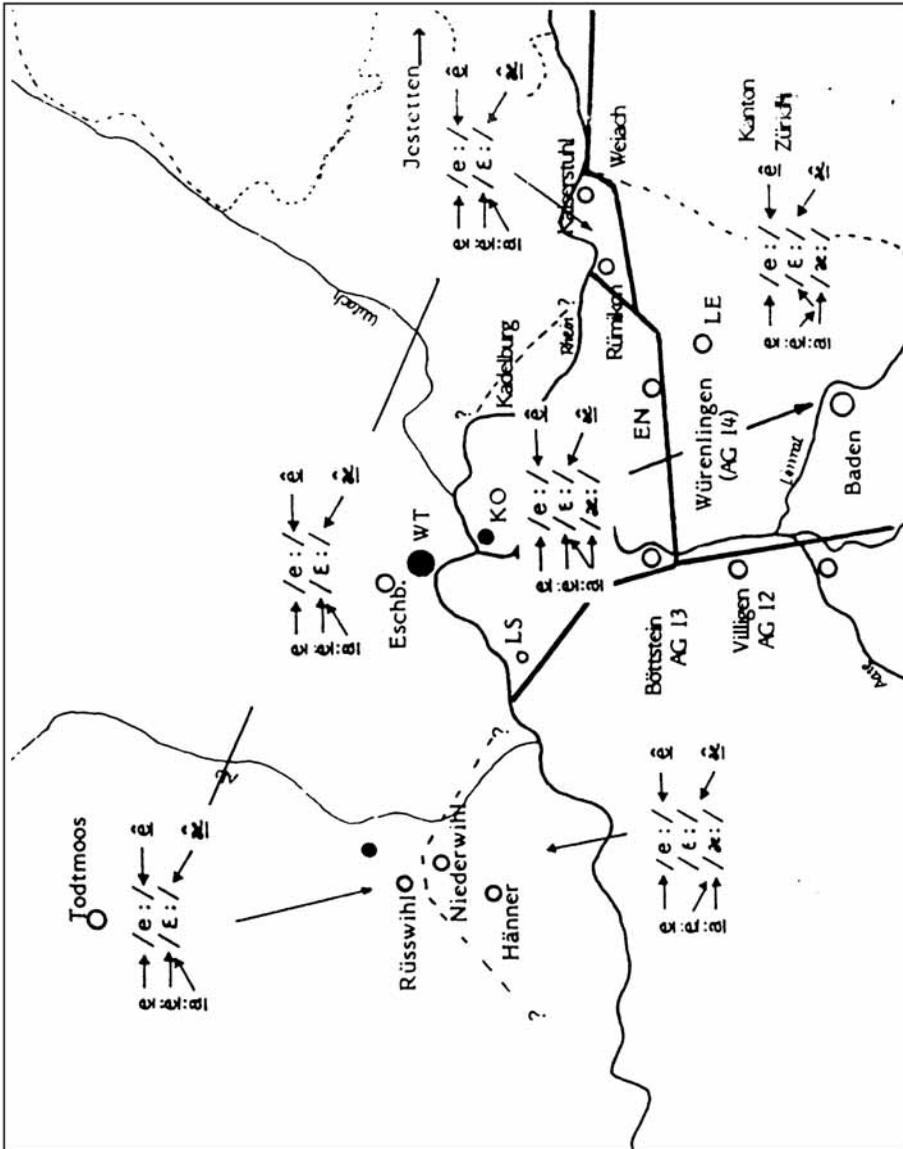


Abb. 13. Das System der Vordervokale nördlich und südlich der deutsch-schweizerischen Rhein-Grenze (aus Schifferle 1990).

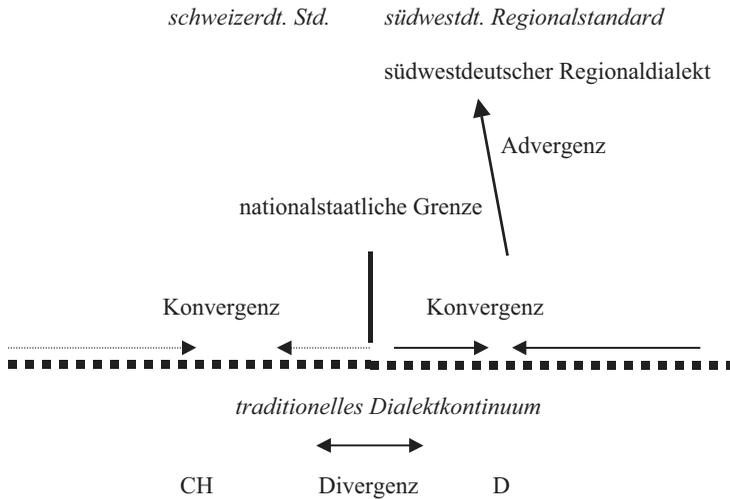


Abb. 14. *Dialektdivergenz an der deutsch-schweizerischen Grenze als Folge von Dialekt/Standard- bzw. Dialekt/Regiolekt-Advergenz (D) und Dialekt/Dialekt-Konvergenz (CH).*

systeme der alemannischen Dialekte der Region. In den 80er Jahren fand Schifferle auf der deutschen Seite der Grenze konsistent zweistufige Systeme im Bereich der mittleren, vorderen, ungerundeten Vokale (/e:/ ~ /ɛ/), auf der schweizerischen Seite hingegen konsistent dreistufige Systeme (/e:/ ~ /ɛ:/ ~ /æ:/). (Der Unterschied führt zu einem salienten Kontrast in schweizer-deutschen Wörtern wie [ɛ]sse vs. [æ]sse ‘essen’.) Verschiedene ältere Studien (aus den 20er und 30er Jahren des 20. Jhs.) belegen die dreistufigen Vokalsysteme auch für den Süden Deutschlands. Diese müssen also zwischen 1940 und 1985 aufgegeben worden sein; die Isoglosse zwischen zwei- und dreistufigen Systemen wurde mit der Staatsgrenze zur Deckung gebracht.

Obwohl also in der deutschsprachigen Schweiz und in Deutschland Standardvarietäten verwendet werden, die wenig differieren, wird die deutsch-schweizerische Staatsgrenze zunehmend zu einer Sprachgrenze. Hinter dieser Divergenz steht die unterschiedliche Repertoirestruktur, die dazu führt, dass die Dialekte auf beiden Seiten der Grenze nicht mehr als äquivalent betrachtet werden. Beeinträchtigungen des Personenaustausches über die Grenze hinweg (“Verkehrsschranken”) spielen dabei keine Rolle mehr. Vielmehr wirkt die Staatsgrenze als mentale Grenze.

Grenze während und zwischen den Weltkriegen ein faktisches Verkehrs- und Kommunikationshindernis.

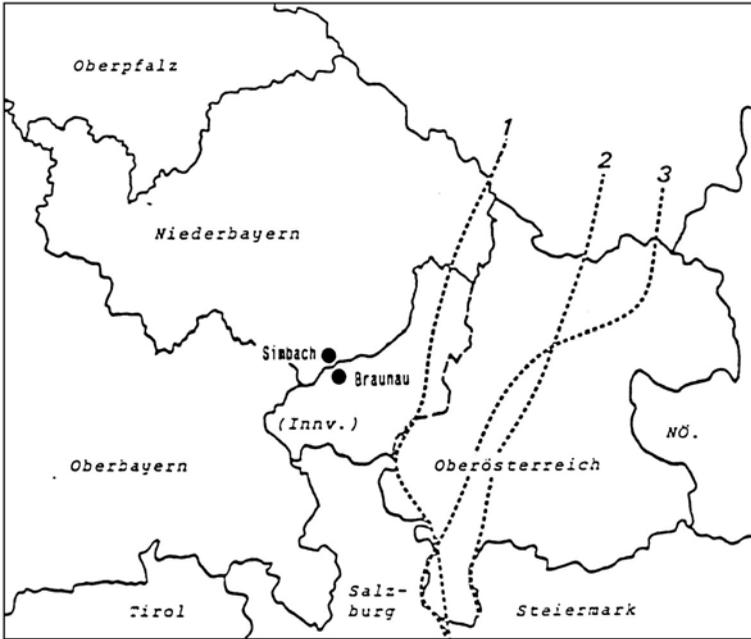


Abb. 15. Traditioneller Verlauf einiger Isoglossen innerhalb des Mittelbairischen in Österreich aus Scheuringer (1990). Die Isoglossen sind (1) westliche *l*-Vokalisierung in der Silbenkoda vs. östliche Erhaltung, (2) westliche Diphthonge für Mhd. *ô* vs. östliche Monophthonge sowie (3) westlich *han* anstelle von östlich *san* für die 1. & 3. Pl. Präs. des Verbs *sein*.

Neuerungen, z. B. aus dem Züricher Raum, überschreiten die Grenze nach Norden heute deshalb genauso wenig wie regionalsprachliche Entwicklungen im deutschen Grenzbereich in der Schweiz akzeptiert werden.

Betrachten wir schließlich die österreichisch-deutsche Staatsgrenze. Hier überdacht die Dialekte diesseits und jenseits der Grenze weder eine wesentlich andere Standardvarietät, noch ist die Repertoirestruktur in Österreich und Bayern grundsätzlich verschieden. Scheuringer (1990), der die Region im Bereich der beiden Grenzstädte Braunau (Österreich) und Simbach (Deutschland) untersucht hat, zeigt, dass die traditionellen Isoglossen innerhalb des Mittelbairischen in dieser Region meist unabhängig von der Staatsgrenze verliefen (und zwar in nord-südlicher Richtung, vgl. Abb. 15).

Die heutige Situation ist durch zwei Entwicklungen gekennzeichnet. Einmal lassen sich auf beiden Seiten der Grenze, aber etwas mehr in Österreich als in Bayern, graduerliche Standard-Advergenzprozesse beobachten. Alte Grunddialektmerkmale, die die gesamte Region kennzeichnen, werden dadurch aufgelöst. Es handelt sich dabei um eher groß-

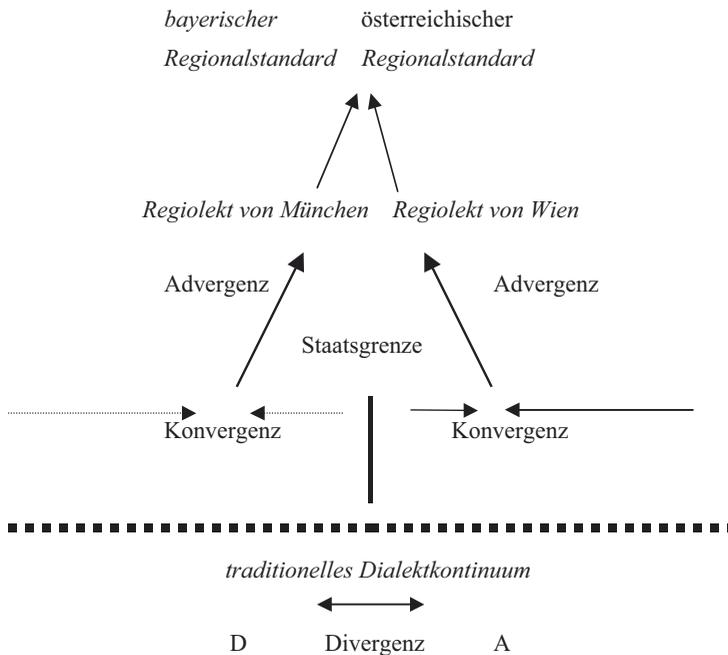


Abb. 16. *Dialektdivergenz an der österreich-deutschen Staatsgrenze als Folge von Dialekt/Standard-Advergenz (genauer: Advergenz der Ortsdialekte an die Regionaldialekte).*

flächige Dialektmerkmale wie die traditionelle dialektale Ersetzung von anlautend /s/ durch /h/ in der 1./3.Ps.Pl. des Präsensparadigmas von *sein* (*han* anstelle von neuerem und bair.-regiolektalem *san*) oder die Vokalalternation zwischen der traditionellen Form *kemm(t)/kimm(t)* und der allgemein-bairischen *kumm(t)* ‘(er/sie) komm(t)’. Dadurch verliert die Region zwar gemeinsame, für sie typische Dialektmerkmale, es resultiert daraus jedoch keine Divergenz an der Staatsgrenze. Darüber hinaus werden kleinräumige Dialektmerkmale, die traditionellerweise nicht in beiden Städten verwendet wurden, zugunsten regiolektaler Formen abgebaut, die entweder nur in Bayern oder nur in Österreich Gültigkeit haben. Wieder ist die österreichische Seite etwas mehr als die bayerische bereit, den Grunddialekt aufzugeben. Außerdem ist der Zielpunkt des Wandels ein anderer: Während sich Braunau an Wien orientiert, orientiert sich Simbach an München. In der heutigen Sprache setzt sich zum Beispiel die I-Vokalisierung zu /i/ nach Vordervokalen auf der deutschen Grenzseite nach dem Münchner Muster durch (/vu:i/, /be:ids/, /ge:id/ für *viel, Pelz, Geld*), während auf der österreichischen Seite das Wiener System an Boden gewinnt: /vy:/, /bø:ds/, /gø:d/. Der traditionelle Dialekt

von Braunau hatte nach Scheuringer /vu:i/, /bo:ids/, /gexid ~ gø:ɪd/, der traditionelle Dialekt von Simbach /ve:i/, /ber:ids/, /gexid/.

Im Vergleich zu den bisher besprochenen Grenzsituationen gibt es also durchaus wesentliche Veränderungen der Dialekte, sie führen aber zu keiner dramatischen Zunahme der Divergenz an der Staatsgrenze. Grund dafür ist, dass die Repertoires auf beiden Seiten der Grenze ähnlich strukturiert sind, eine annähernd gleiche Standardvarietät beide Regionen überdacht und die Bewertung der Standardvarietät mehr oder weniger identisch ist. Die wichtigsten Veränderungen sind auf den Einfluss der Regiolekte zurückzuführen, die auf beiden Seiten der Grenze expansiv sind und über die ihnen zugeordneten Großstädte eine erhebliche Wirkung auf die alten Dialekte der Grenzregion ausüben. Dieser Effekt scheint in Österreich etwas stärker zu sein als in Deutschland.

Es ist allerdings zu vermuten, dass sich die divergenten Prozesse an der Grenze in dem Maß verstärken werden, in dem die beiden Standardvarietäten nicht mehr als identisch wahrgenommen werden.

5. Abschließende Bemerkungen

Das Zeitalter des Nationalstaates ist im Zeichen der Globalisierung schon oft für beendet erklärt worden. Die sprachliche Realität hinkt dieser Entwicklung jedoch hinterher. Nach wie vor wirkt die nationalstaatliche Ideologie, die Staatsgrenzen mit Sprachgrenzen gleichsetzt. In den Köpfen der Menschen transformiert sie sich in eine Ethnolinguistik der Staatsgrenzen als Sprachgrenzen, aber unscharfer, um Zentren organisierter und sich überlappender Dialektgebiete im Inneren des nationalen Territoriums.

Wie am Beispiel der alten Dialektkontinua gezeigt wurde, die die Grenzen der deutschen Nation überschritten, bringt die nationalstaatliche Ideologie Dialekte und Nationalsprachen zur Deckung: Nur noch von jener überdachte Dialekte können überleben. Da aber das gemeinsame Dach an der Staatsgrenze dann notwendigerweise verloren gehen muss, wenn die territorialisierten Standardsprachen nur wechselseitig exklusiv gedacht werden können, lösen sich auch die alten dialektalen Zusammenhänge an der Grenze auf. Die Divergenz an den Staatsgrenzen ist also kein Ergebnis verkehrsbehindernder politischer Barrieren (wie die ältere Dialektologie glaubte), sondern das Ergebnis kognitiver Strukturierungen der Diatopik, die sprachliche Heterogenität nach nationalideologischen Mustern ordnen und reglementieren. Nicht die politische Grenze schafft den sprachlichen Raum, sondern die Vorstellung vom sprachlichen Raum schafft die Dialektgrenze.

Die deutsche Standardvarietät spielt ihre Rolle als nationale Dachvarietät heute so gut wie je. Das Europa der Regionen hat hingegen keinen

sprachlichen Ort; es bleibt segmentiert in die Geltungsbereiche der nationalen Standardvarietäten, die auch dort noch weiter ausgebaut werden, wo sie bisher nur schwach wirksam waren, nämlich an den alten grenzüberschreitenden Dialektkontinua.

Eingereicht: 05. März 2004

Überarbeitete Fassung eingereicht:
18. Juni 2004

Deutsches Seminar I
Universität Freiburg

Literatur

- Anderson, Benedict (1983; ²1991). *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso.
- Auer, Peter (im Druck). Europe's sociolinguistic unity, or: A typology of European dialect/standard constellations. In *Perspectives on Variation*, Nicole Delbecque et al. (eds.), Berlin: Mouton de Gruyter.
- Auer, Peter & Frans Hinskens (1996). The convergence and divergence of dialects in Europe. New and not so new developments in an old area. *Sociolinguistica* 10: 1–30.
- Auer, Peter & Frans Hinskens (im Druck). The role of interpersonal accommodation in a theory of language change. In *Dialect Change. The Convergence and Divergence of Dialects in Contemporary Societies*, Peter Auer, Frans Hinskens & Paul Kerswill (eds.), Cambridge: Cambridge University Press.
- Bach, Adolf (1934; ³1969). *Deutsche Mundartforschung*. Heidelberg: Winter.
- Bloomfield, Leonard (1933). *Language*. New York: Holt.
- Finger, Bernd (2002). Die Verwendung von Nicht-Standardvarietäten in der transnationalen Kommunikation: Ausgehend von grenzüberschreitendem Dialektgebrauch am Oberrhein. In *Sprachbewusstheit im schulischen und sozialen Kontext (forum Angewandte Linguistik Bd. 39)*, John A. Bateman & Wolfgang W. Wildgen (Hgg.), 91–116. Frankfurt, etc.: Lang.
- Gessinger, Joachim & Christian Fischer (1998). Schriftlichkeit und Mündlichkeit in Brandenburg-Berlin. *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 117: 82–107.
- Gilles, Peter (1998). Die Emanzipation des Lëtzebuergischen aus dem Gefüge der deutschen Mundarten. *Zeitschrift für deutsche Philologie* 117: 20–35.
- Gilles, Peter (1999). *Dialektausgleich im Lëtzebuergischen: zur phonetisch-phonologischen Fokussierung einer Nationalsprache*. Tübingen: Niemeyer.
- Gilles, Peter & Renate Schrambke (2000). Divergenzen in den Intonationssystemen rechts und links des Rheins. Die Sprachgrenze zwischen Breisach (Baden) und Neuf-Brisach (Elsass). In *Bausteine zur Sprachgeschichte*, E. Funk, Werner König & M. Renn (Hgg.), 87–98. Heidelberg: Winter.
- Goebel, Hans (1983). Stammbaum und Welle. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 2: 3–44.
- Hättich, Stefanie (1999). Erkennen der sog. Schwarzwaldschanke. Unveröffentlichte Hauptseminarsarbeit. Deutsches Seminar I, Universität Freiburg.
- Klausmann, Hubert (2000). Changes of dialect, code-switching, and new kinds of usage the divergence of dialects along the border between Germany and France in and around the region of the Oberrhein. *International Journal of the Sociology of Language* 145: 1009–1030.
- Klausmann, Hubert, Konrad Kunze & Renate Schrambke (1993). *Kleiner Dialektatlas: Alemannisch und Schwäbisch in Baden-Württemberg*. Bühl/Baden: Konkordia.
- Kloss, Heinz (1952; ²1978). *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800*. Düsseldorf: Schwan.

- König, Werner (132001). *dtv-Atlas deutsche Sprache*. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag.
- Kremer, Ludger (1990). Kontinuum oder Bruchstelle? Zur Entwicklung der Grenzdialekte zwischen Vechtegebiet und Niederrhein. *Germanistische Linguistik* 101: 85–123.
- Mittelrheinischer Sprachatlas (1994–2002). Tübingen: Niemeyer.
- Mitzka, Walther (1941). Bauern- und Bürgersprache im Ausbau des deutschen Volksbodens. In *Von deutscher Art in Sprache und Dichtung, Bd. I, Die Sprache*, Friedrich Maurer (Hg.), 67–97. Stuttgart, Berlin: Kohlhammer.
- Mitzka, Walther (1943/44). Die Ostbewegung der deutschen Sprache. *Zeitschrift für Mundartforschung* 19: 81–140.
- Mitzka, Walther (1943). *Deutsche Mundarten*. Heidelberg: Winter.
- Niebaum, Hermann (1990). Staatsgrenze als Bruchstelle? Die Grenzdialekte zwischen Dolart und Vechtegebiet. *Germanistische Linguistik* 101: 49–83.
- Paasi, Anssi (1986). The institutionalization of regions: a theoretical framework for understanding the emergence of regions and the constitution of regional identity. *Fennia* 164: 105–146.
- Riehl, Claudia (2001). *Schreiben, Text und Mehrsprachigkeit: zur Textproduktion in mehrsprachigen Gesellschaften am Beispiel der deutschsprachigen Minderheiten in Südtirol und Ostbelgien*. Tübingen: Stauffenburg.
- Saussure, Ferdinand de (1974). *Cours de linguistique générale* (Eds. Charles Bally et al., kritische Edition von Tullio de Mauro). Paris: Payot.
- Scheuringer, Hermann (1990). *Sprachentwicklung in Bayern und Österreich*. Hamburg: Buske.
- Schifferle, Hans-Peter (1990). Badisches und Schweizerisches Alemannisch am Hochrhein. *Germanistische Linguistik* 101: 315–340.
- Schmidt, Johannes (1872). *Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen*. Weimar.
- Seidemann, Erich (1983). Die Stadt Konstanz und die Sprachlandschaft am Bodensee. In *Forschungsbericht 'Südwestdeutscher Sprachatlas'*, 156–234. Marburg: Elwert.
- Seidemann, Erich (1989). Der Hochrhein als Sprachgrenze. In *Dialektgeographie und Dialektologie*, Wolfgang Putschke et al. (Hgg.), 57–88, Marburg: Elwert.
- Simmel, Georg (1903). Soziologie des Raums. In *Gesamtausgabe (Bd. 7: Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908)*, Otthein Rammstedt (Hg.) (1995), 132–184. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stegger, Inga (2000). Ethnodialektologische Untersuchungen zur Wahrnehmung des deutschen Dialektraums durch Sprecher aus Obersachsen und Nordwest-Deutschland. Wissenschaftliche Hausarbeit im Fach Deutsch, Deutsches Seminar I, Universität Freiburg.
- Südwestdeutscher Sprachatlas (1989–). Marburg: Elwert.
- Trudgill, Peter (1986). *Dialects in Contact*. Oxford: Blackwell.
- Wenker, Georg (1886). Vortrag, veröffentlicht in *Verhandlungen der 38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Gießen vom 30. Sept. bis 3. Okt. 1885*, 187–194. Leipzig: Teubner.
- Wiesinger, Peter (1983). Die Einteilung der deutschen Dialekte. In *Dialektologie Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Bd. 2*, Werner Besch et al. (Hgg.), 807–900. Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Wiling, Stefan (1998). Der deutsche Sprachatlas im Nationalsozialismus. Studien zur Dialektologie und Sprachwissenschaft zwischen 1933 und 1945. Diss. Heidelberg.